

ZWEI EURO

MARKUS FREISE

**NO FLOWER TO PLACE
BEFORE THIS GRAVESTONE**

EINE ERZÄHLUNG



I search for you on the other side
Where the river runs
clean and wide
Up to my heart the waters rise
Up to my heart the waters rise

I sink 'neath the water
cool and clear
Drifting down I disappear
I see you on the other side
I search for the peace in your eyes
But they're as empty as paradise
They're as empty as paradise

BRUCE SPRINGSTEEN, PARADISE

„HAHAHAHA ... HAAAAAAAA ... HAAAAAAAA.“

Als er seine Lage begriff, hatte etwas im Kopf des Bikers einfach aufgehört zu arbeiten; die Maschinen gestoppt und war Heimgegangen. Was auch immer dort noch an Kummer und Rest verblieben war, brachte am Ende nicht mehr zustande als eine unkontrollierbare Melange aus Gefühlen. Wie dieses Lachen, das ständig zwischen dem albernen Gekichere einer Vorstadtgöre hin oder den panischen Schreien des Gefolterten her pendelte. Sein Selbsterhaltungstrieb als letzte Bastion des Willens sah ein, dass er auch nicht länger benötigt wurde und kratzte die Kurve. Die Einsicht der Endgültigkeit seines Seins kickte letztlich den Verstand des Bikers mit einem kräftigen Tritt über den Rand des Beherrschbaren in den bodenlosen Wahnsinn.

Und er schien nur darüber lachen zu können.

Der letzte macht das Licht aus.

Der Biker war der erste von uns.

Und dann war da noch die Wut.

RRUMMS!

„HAHAHAHA ...“

Immer wieder hämmerte er mit dem Hinterkopf gegen das Metall des Fahrradständers, der in den Boden vor der Drehtür der Bankfiliale eingelassen war, in der wir auf dem Boden saßen und ihm dabei zusahen. Zusehen mussten. Nicht wegsehen konnten.

Entblößt kniete sein dürrer Körper auf den Waschbetonplatten. Alles an ihm war zusammengesackt. Verkrampt vor Kälte hockte er wie ein nasser Lappen, den man vor die Tür geworfen hatte, bewegungslos dar. Das einzige, das er noch zu Stande brachte, war

mit seinem kahlen Schädel gegen das Metall zu donnern. Und zu lachen. Vor Wut.

RRUMMS!

„HAHAHAHA ...“

Sie hatten ihn vor einer halben Stunde zu zweit gepackt und nach draußen gezerrt. An seinen Handgelenken und den Füßen wurde er mit Kabelbindern an das gebogene Stahlrohr gefesselt, an das man sonst Fahrräder kettet. Beinahe interessiert schaute er dabei zu, wie sie ihn bewegungslos machten. Wehrlos. Ja. Ich fragte mich die ganze Zeit, weshalb er sich nicht eine Sekunde dagegen gewehrt hat.

RRUMMS!

„HAHAHAHA ...“

Bald sickerte Blut dunkel über seinen Hinterkopf durch das bisschen dünne Haar, das ihm geblieben war und färbte die grauen Strähnen rot, die hier und dort im Novemberlicht glitzerten. Es lief seinen Nacken herunter und weiter über seinen Rücken, auf dem einige Haare in der Kälte senkrecht auf den Pocken der Gänsehaut nach oben standen. Das Blut floss immer weiter. Über die sich abzeichnenden Wellen der Rippenbögen und die kleinen Erhebungen der Dornen des Rückgrats. Entlang des Deltas der Lendenwirbel. Bis es sich dort über der Arschritze sammelte und darin verschwand und am Steißbein heruntertropfte auf den Boden. Wo es sich letztlich in den Adern des Waschbetons in hunderten Strömen um in herum verteilte.

RRUMMS!

„HAHAHAHA ...“

Er wurde schwächer.

Sein Körper rutschte zur Seite weg.
Er richtete sich wieder auf.
Bei uns hier drin auf dem warmen Teppich rührte sich niemand.
Nur der junge Kerl mit dem Tattoo auf der Wade, der neben mir an
den Schreibtisch gehockt saß und zitterte, flüsterte weinend
„Scheiße Mann. Warum ruft er nicht um Hilfe? Um die Ecke müs-
sen die doch stehen und warten.“
Ich gab ihm keine Antwort. Nicht, weil auch ich keine hatte.
Sondern aus Angst, sie würden auf mich aufmerksam.
Aus Furcht, ich könnte der nächste sein.
Ich musste zusehen.
Ich konnte nicht wegsehen.
Der Biker war der erste von uns, der starb.
Und niemand von uns versuchte die beiden daran zu hindern.

Vor etwas mehr als zwei Stunden waren sie durch die Tür in die
Bank gestürmt. Sie hatten laut herumgebrüllt und anfangs dachte
ich, es läge an dem Wortgemenge, dass sich bald aus den Rufen der
beiden Männer und der Panik der Menschen, die gemeinsam mit
mir im Schalterraum der Bank standen, ergab, dass ich nichts ver-
stand. Bis ich erkannte, dass sie ihre offensichtlichen Anweisungen
in einer fremden Sprache gaben. Als auch sie bemerkten, dass nie-
mand sie verstehen konnte, schoss der eine, größere, zwei Feuer-
stöße mit seinem Maschinengewehr in die Decke. Kleine Gipsbro-
cken fielen auf uns herunter. Wir ließen uns auf den Boden fallen
und ergaben uns. Die Hände im Nacken. Die Füße über Kreuz. So
wie wir es im Kino gelernt hatten.

Die beiden Männer waren groß. Ihre muskulösen Arme wirkten, wie auch der Rest ihrer Körper wie aus Marmor gehauen. Alleine diese Imposanz hielt uns davon ab, Gegenwehr zu leisten. Jeder Widerstand war eindeutig zwecklos. Selbst der Gedanke daran prallte letztlich am Metall der Waffen ab, die sie auf uns richteten. Zwischen ihnen und uns fand die uralte Balz zwischen Unterdrückung und Unterwerfung statt. In der die Arroganz des Stärkeren nun schon zwei Stunden seit dem Überfall Polka mit der Ohnmacht tanzte, die uns Schwächere in Schach hielt. Das Erscheinen der beiden war die Verkörperung der ursprünglichsten Angst, der kindlichen Furcht vor dem grauen Mann, der hinter der offenen Tür unserer Kinderzimmer gewartet hatte, um mit uns alleine zu sein. Das Monster, das wir am Tag niemals zu Gesicht bekamen und jede Nacht wussten dass es dort war und erst herauskam, wenn wir eingeschlafen waren. Also lagen wir da, wagten nicht das Licht auszuschalten. Warteten und wachten. Über uns und darüber, nicht einzuschlafen. Doch irgendwann gaben wir auf. Ab einem gewissen Punkt, fällt die Müdigkeit über einem zusammen, wie ein brüchiges Haus, das man versucht mit den Händen abzustützen, bis einen die Kräfte verlassen und man ganz alleine in der Finsternis zurückbleibt. Dort, in der Schutzlosigkeit deiner Träume schließt das Monster langsam die Tür und kommt dahinter hervor und auf dich zugekrochen. Steigt die Bettkante hinauf. Setzt sich auf deinen Brustkorb und drückt dir den Atem weg. Mit gesenktem Blick grinst es dich an. Aus einem Mund aus tausend und einem Reißzahn. In einem Gesicht, das keines ist. Nur ein Brocken Fleisch. Der Schrecken. Das Entsetzen. Der Gesichtslose. Und wenn du vor Atemlosigkeit aufwachtest und die Angst aus deiner Seele schrie, kam

deine Mutter zu dir ans Bett, hielt deine Hand und sagte „Sscht.“ und, dass alles gut ist.

Du hast ihr geglaubt, bist wieder eingeschlafen und sie hielt die Tür für dich geöffnet, bis der Morgen kam.

Aber nun war diese Urangst endgültig aus ihrem Versteck hervorgekommen; zu uns in die Bettwärme unseres Lebens gekrochen und hatte sich auf unsere Brust gesetzt. Doch hier waren wir hellwach, konnten nicht anders als hinsehen. Und niemand kam, uns zu retten. Zu sagen, es ist nicht echt.

„Er sagt kein Wort darüber.“ sagte ich meiner Mutter. Wir gingen am Südwall spazieren. Ich nahm einen Stock aus dem Geäst und warf ihn weit von uns in den Fluss, der an dieser Stelle einen weiten Bogen entlang der Baumreihen in Richtung Freibad machte. Der Hund jagte dem Stück Holz nach und tauchte mit einem Platsch hinab in die Bracke. Er würde ihn finden und wieder zurück zu uns bringen.

„Dein Vater hat einfach entsetzliche Angst.“ seufzte sie. „Und ich ...“ Sie hielt mitten im Satz inne. Überlegte einen Moment, den Blick in sich oder gerade doch heraus gerichtet. Schloss kurz die Augen. Schüttelte mit dem Kopf und ließ sich alleine mit dem Gedanken. Ich wusste, was sie hatte sagen wollen, war aber doch froh, es nicht hören zu müssen.

Der Hund legte den triefenden Stock neben ihrem Fuß ab und bat um Anerkennung.

„Kann ich denn für dich etwas tun?“ wollte ich wissen.

Sie sprang zur Seite als der Hund sich schüttelte und Myriaden von Tropfen aus seinem Fell schossen. Das Sonnenlicht des Juli-Tages

brach sich darin und er sah aus, wie aus Gold gegossen. In Wirklichkeit war er schwarz wie Pech.

Aus ihrer Tasche zog sie eine Zigarette.

„Eine Audienz beim Papst.“ antwortete sie. Ich hielt meine Hände um die Flamme ihres Feuerzeugs, als sie sich die Zigarette anzünden wollte.

Sie blies den ersten Qualm über die Unterlippe nach oben weg. „Den würde ich gerne mal besuchen und ihm in seinen heiligen Arsch treten. An seinem Gewand ins Auto zerren und den weiten Weg mit nach Hause nehmen. Und da, im Wohnzimmer solle er sich mal ansehen was sein Gott so treibt, wenn er nicht hinsieht. Mir erklären, wie dieses Elend zu verstehen ist, dass dein Vater geworden ist. Metastasierendes Lungen-Karzinom! Da bleibt nicht mehr viel Hoffnung. Nur Angst und ein Haufen Fragen, die dir niemand mehr beantworten kann, wenn du die ganze Nacht wach liegst und horchst, ob der Mensch, den du liebst, da neben dir überhaupt noch atmet.“

Der Atem stockte uns.

RRUMMS!

HAHAHAHA!

Der Biker war der erste von uns.

Der mit dem Bart, der noch kein Wort gesprochen hatte, sah auf seine Armbanduhr, klopfte seinem Gefährten auf die Schulter und sagte ein paar Worte. Sie trugen Jeans und Armeejacken und dazu weiße Turnschuhe. Um ihre Hälse hatten sie sich große Tücher gewickelt. Ihre spitzen Nasen stachen aus einem sonnengegerbtem Gesicht heraus, dessen Haut einen verführerischen Bronzeton

hatte. Ihre Haare flossen in leichten Wellen dunkel herab. Schöne Menschen mit bösen Augen. Als wären sie Klischees, aus einem dieser dummen und zu lauten Hollywood-Filme der 80er entsprungen. Doch dieser Terror musste ohne Helden auskommen.

Der angesprochene, etwas hagere, antwortete in dieser Sprache die ich nicht verstand

Als sie bemerkten, dass ich sie musterte hörten sie auf zu reden und drehten sich zu mir. Ich sah schnell weg. Aus den Augen. Aus ihrem Sinn.

Ich hatte Angst, ich könnte der nächste sein.

Der Bankdirektor mir gegenüber wisperte vor sich hin. „Sie haben nicht nach dem Geld gefragt. Sie haben nicht nach dem Geld gefragt.“ Er starrte auf den Gürtel, den sie ihm um die Hüfte gebunden hatten und an dem Blöcke befestigt waren, die aussahen wie Knetgummi in der Größe von Zigarettenschachteln. Farbige Drähte steckten darin. Die Kabel verbanden die Blöcke miteinander und verschwanden hinter seinem Rücken. „Geld. Geld. Geld. Sie können mein Geld doch haben. Ha! Ist ja gar nicht meins. Ist ja deren da. Geld.“ wiederholte er immer wieder. Er zeigte auf ein Werbeplakat für Baufinanzierungen. „Das gehört ja denen.“ Dann begann er leise vor sich hinzuzählen.

Die beiden schlossen ihre Jacken und zogen sie sich die Sturmhauben wieder über mit denen sie die Bank gestürmt hatten. Sie nahmen die Videokamera aus dem Rucksack vom Schreibtisch über uns. Ich hörte, wie Metall über die Holzplatte kratzte, als sie auch das Maschinengewehr wieder an sich nahmen.

Gemeinsam gingen sie nach draußen vor die Tür.

Ihr Atem bildete Wolken in der Winterluft.

Der Eingangsbereich vor der Bank, den sie nun betraten, war von der Straße nicht einsehbar. Man musste erst um einen kleinen Vorbau herumgehen, in dem die Geldautomaten untergebracht waren. So konnten wir nicht sehen, ob dort schon Hilfe angekommen war. Die Polizei. Einsatzkommandos. Irgendjemand. Ob irgendeine rote Lampe am Gebäude pulsierte um zu zeigen, dass hier bei uns etwas überhaupt nicht in Ordnung war. Und wenn das so war, würden die uns sehen können, wegen der Überwachungs-Kamera, die auf den Eingang gerichtet war. Die nun bestimmt die beiden zeigte, wie sie sich entschlossen dem Biker näherten.

Als der Biker bemerkte, dass er nun nicht mehr alleine dort draußen war, hörte er schließlich doch auf zu lachen und begann hektisch auf die beiden einzureden. Immer wieder drehte er seinen Kopf von einem zum anderen. Er redete sehr schnell. Sah den einen an. Wartete auf eine Reaktion. Den anderen. Ich versuchte irgendwas zu verstehen. Doch das Glas der Tür war zu dick. Außer einem Stimmenbrei drang nichts zu uns hinein.

Es war auch gleichgültig. Sie ignorierten ihn sowieso.

Der Bärtige nahm seine Kamera in die rechte Hand und postierte sich vor dem Biker. In der linken Hand hielt er etwas anderes. Diese schwarze Box mit dem Griff, die aussah, wie eines dieser Handgeräte von Spielzeug-Rennbahnen. Aber dieses Ding hatte kein Kabel und stand in Verbindung mit dem Gürtel des Direktors. Soviel hatte ich begriffen. Hatten sie uns mit Gesten erklärt, direkt nachdem sie uns die gesamte Kleidung abgenommen hatten und uns nackt an die Tische fesselten. Sie zeigten erst auf den Gürtel, der um den Bauch des Direktors gebunden war, dann auf das Gerät. Der, der es festhielt spreizte die Finger der freien Hand, als würde er loslassen

und machte ein Geräusch, wie eine Explosion. Wir hatten sofort verstanden.

Der Direktor schrie erschrocken auf.

Draußen stellte sich andere Typ nun breitbeinig hinter den Biker. Mit einem Nicken gab er seinem Mitstreiter Anweisung die Kamera zu starten.

Von einem Zettel lass er etwas ab. Gelegentlich senkte er seine Hände und brüllte etwas in die Linse. Fuchtelte mit der Waffe herum. Zeigte auf den Biker. Las weiter. Als er schließlich fertig schien und das Papier einsteckte, reckte er das Gewehr so weit nach oben wie er konnte und schoss ein paar Mal in die Luft. Der Biker zuckte in sich zusammen und man konnte sehen, wie er schlagartig zu Weinen begann. Und zu Lachen. Doch anders als eben noch. Eher jubelnd. Vor Freude, noch einmal davon gekommen zu sein. Sein Selbsterhaltungstrieb war Heim gekommen. Sie hatten nur in die Luft geschossen. Alles leere Drohungen. Alles heiße Luft. Sein Verstand rollte wieder an und begriff, dass er noch am Leben war. Er versuchte sich zu uns umzudrehen. Der Hals warf Falten, als er den Kopf verrenkte. Durch seinen Bart konnte man sein Lächeln sehen. Im gleichen Moment, als der mit den Zetteln in seine Jackentasche griff und die Pistole herauszog.

Der Lauf verschwand tief in der Nackenfalte.

Ohne zu Zögern drückte er ab.

Der Biker war der erste von uns, der starb.

Das junge Mädchen, das rechts von mir saß, drehte durch. Hysterie schlug wie ein Komet in ihren Verstand. „Wie hieß er? Wie hieß er? Weiß jemand wie er hieß? Das ist doch wichtig, dass wir wissen,

wie er hieß? Irgendjemand?“ Sie trampelte mit den Füßen auf dem Teppich herum. „Sein Name!“ schrie sie. „Sein Name! Du ...“ Sie zeigte auf den Bankdirektor. „Du musst das doch wissen.“

„Hector.“ antwortete der leise. „Sein Name war Hector. Hector Strauhoft. Konto 35233234. Speditionskaufmann. Er wollte Geld für ein neues Motorrad. Eine Suzuki. Ich habe es ihm nicht gegeben.“ Sein Blick suchte in unseren Reaktionen nach Verständnis. Seine Augen traten vor. Er schien nach etwas zu fragen. Niemand erwiderte etwas. „Er hatte Schulden. Wissen sie. Schulden. Ich konnte es ihm nicht geben. Sein Konto war nicht gedeckt. Er hatte doch Schulden. Hector Strauhoft. Schulden. Das weiß doch jeder, dass der kein Geld hat. Die hätten mich doch bei der Revision fertig gemacht.“ Er versuchte weiter mit irgendeinem von uns Blicke zu tauschen. Als ihm das nicht gelang, sah er nach draußen und beobachtete, wie die beiden den schlaffen Körper des Bikers an den Armen hinter einen Busch zogen. Die Blutspur führte direkt vor der Eingangstür her.

„Er oder ich. Er oder ich.“ hechelte der Direktor.

Das Mädchen fragte kurzatmig in die Runde. „Lasst uns für Hector beten. Ja? Kann hier jemand ein gutes Gebet?“ Einer der Bankangestellten schlug etwas vor und alle begannen im Chor mitzusprechen.

„Vater unser, der du bist ...“

Ich blieb stumm.

Der Tätowierte trat mir mit dem Fuß gegen den Knöchel.

„Los, Mann. Wir beten für Hector.“

Ich wollte nicht auffallen. Ich hatte Angst. Der Gesichtslose schoss von hinter der Tür auf mich. Ich zog mir die Decke vors Gesicht. Ich hatte Angst, ich könnte der nächste sein.

„... dein Reich komme.“

Ich wollte ihn nicht ansehen.

Ich stimmte ein und schloss die Augen zum Gebet.

Hinter meinen Lidern begegnete ich meinem Vater. Er lag vor mir auf dem Bett. Sein spindeliger Körper wurde nur durch eine dünne Decke bedeckt und unter dem Krankenhauskittel schwitzte seine Haut in der Hitze der frühen August-Nacht. Sie hatten Schläuche an ihn angeschlossen und Elektroden auf seinen Brustkorb geklebt. Ich saß am Ende seines Bettes, das Kinn auf das kalte Stahlrohr gelegt und sah ihm dabei zu, wie er langsam starb. Auf dem Überwachungs-Monitor, der neben seinem Bett stand, war ganz rechts oben diese Zahl zu lesen, mit dem Herzsymbol daneben, das aussah wie aus Super Mario World; die Zahl, die bewies, das er noch am Leben war. Es war sein letztes Leben. Es war sein einziges Leben. Das er nicht aufgeben wollte. Sein Brustkorb hob sich sachte und senkte sich langsam mit einem Röcheln, das klang, als würde man mit einem Strohhalm in ein Glas Wasser pusten.

Ich sah im dabei zu und sagte kein Wort. Er würde es sowieso nicht hören.

Vater.

Die Stammlinie war gebrochen.

Sohn.

Ich war so müde.

Ich konnte nicht schlafen.

Er würde sterben.

Ich würde der nächste sein.

Surrend zogen die Elektromotoren Eingangstür auf und die beiden Maskierten kamen zurück in den Schalterraum. Als sich die Tür wieder schloss, hatten wir unser Gebet beendet. Jemand sagte „Amen.“

Ich öffnete die Augen.

Der Sprecher hatte jetzt ein Telefon am Ohr. Er hörte konzentriert zu, verlor ein paar verärgerte Worte und klappte das Handy wieder zu. Er brüllte seinen Mitstreiter an. Der zuckte mit den Schultern.

Wir sahen uns alle an. Einige weinten. Alle waren blass vor Kälte. Sie hatten die Klimaanlage ausgeschaltet. Wahrscheinlich aus Angst, man würde versuchen, sie mit Gas zu betäuben. Der Glatzkopf, der mich vorhin noch bedient hatte, als ich nur eben Kontoauszüge holen wollte, blutete aus der Nase. Niemand hatte auch nur ein Wort von dem verstanden, was die Typen gesagt hatten. Wir begriffen aber, was der Hagere jetzt andeutete: Er hob zwei Finger und zeigte in die Runde; einmal auf jeden und immer auf keinen bestimmten und machte mit der anderen Hand eine Bewegung, als würde er sich die Kehle durchschneiden. Uns! Meine war staubtrocken vor Angst. Ein Klumpen verklebte meine Atemwege. Ein Husten bahnte sich den Weg nach oben. Ich schluckte es herunter.

Ich hatte echt Angst, ich könnte der nächste sein.

Das Mädchen mit dem Gebet drehte restlos durch. Sie warf sich trotz der Fesseln hin und her und schrie. Der Tisch krachte hoch

und runter. Der Lärm war Ohren betäubend. „Ihr könnt doch nicht so herum sitzen und gar nichts tun. Wehrt euch doch. Tut doch was. Schlappschwänze!“ Ihr Gesicht wurde rot, als sie mit aller Kraft, erfolglos versuchte, die Fesseln zu zerreißen. Es war zwecklos. Sie trampelte mit den nackten Füßen auf dem Teppich herum. „Tut doch was!“ Sie sah jeden einzelnen aus ihren blauen Augen an. Ihre kleinen Brüste hoben und senkten sich, wenn sie hechelnd atmete. „Tut doch was!“ Sie verdrehte den Kopf um die beiden zu erspähen, die sich jetzt hinter uns an einem Laptop zu schaffen machten. „Ihr Schweine. Ihr Schweine. Ich weiß was ihr da treibt. Ich höre doch, dass die Kamera läuft. Ja. Stellt es nur ins Internet. Ihr Arschficker. Was wollt ihr eigentlich von uns?“ Sie spuckte hoch. Die Rotze verteilte sich auf dem Tisch. „Du ...“ Sie sprach einen der Bankangestellten an. Den kannte ich noch aus der Schule. Carlos Ricardo. Ein Spanier. „Das sehe ich doch. Du bist doch auch so einer. Sag uns, was sie wollen. Du bist doch auch so einer. Oder? Ihr seid doch alle gleich. Ihr Kamel-Ficker.“ Ihre Stimme zerbrach in tausend Scherben. Carlos drehte sich beschämt zur Seite und sagte leise „Nein.“

Nach einigen Minuten beendeten die beiden Ihre Arbeit am Rechner und kamen wieder zu uns. „Ihr Schweine.“ Das Mädchen tobte weiter. Sie spuckte wieder und dieses Mal traf sie den Kameramann. Der sah auf den nassen Fleck auf seinem Knie und blitzte sie mit zugekniffenen Augen und verzogenem Mund an. Er gab dem anderen ein Zeichen. Der holte ein Messer aus der Tasche und ging auf sie zu. „Nein. HILFE!“ Sie zappelte. Versuchte auszuweichen. Drehte den Kopf weg und schnappte mit den Zähnen nach ihm. Er hielt ihr das Messer an die Brust und zischte einen Laut aus. Sie

verkrampfte mitten in der Raserei und biss die Zähne aufeinander. Er schnitt sie los und drehte sie mit einer brutalen Bewegung auf den Rücken. Als er dabei ihren Arm verbog krachte etwas in ihrem Rücken. Sie schrie entsetzt auf. Er drückte sie mit dem Knie auf den Boden. Ich konnte nicht wegsehen. Das Brüllen war entsetzlich. Ich

...

Das rote Licht im Korridor über der Tür ins Krankenzimmer pulsierte leicht in der Dunkelheit. Ich schlich, den Blick auf den Kaffee gerichtet, den ich aus dem Automaten in der Empfangshalle geholt hatte und langsam zwischen Daumen und Zeigefinger balancierte. Das rote Licht in meinem Augenwinkel war eine Warnung. Das rote Licht hatte vorhin noch nicht gebrannt. Das rote Licht drängte in meine Wahrnehmung. Das rote Licht brüllte mich an „Lauf los, Junge!“

Ich lief los.

Ich rannte zur geschlossenen Tür.

Der heiße Kaffee floss auf meine Hände. Ich spürte nichts.

Ich stellte die Becher auf den Boden und stieß die Tür auf. Meine Mutter stand verloren zwischen dem Tisch und den Betten. Wir sahen uns an. Der graue Mann war hinter der Tür hervorgekommen. Hatte sich in allem verkrallt und verspottete uns. Das spürte ich. Aber verstand nicht, was vor sich ging.

Am Bett meines Vaters machte sich eine Krankenschwester zu schaffen. Sein Brüllen war entsetzlich.

„Warum haben sie uns nicht schon früher gerufen?“ Die Krankenschwester sah uns vorwurfsvoll an. Mein Vater schrie, irgendwo aus seinem Inneren zu uns hinaus. Aus dem Kern, in dem die ursprünglichste Sehnsucht steckt, einfach noch wenigstens eine Sekunde am

Leben zu bleiben. Nicht durch die Tür zu treten. Nicht über die Klippe zu fallen in die Endlosigkeit. Ein Schreien, das aus diesem Inneren zu uns an die Oberfläche kam und uns den Boden unter den Füßen beben ließ. Die Krankenschwester wurde lauter. „WARUM HABEN SIE UNS NICHT SCHON FRÜHER GERUFEN?“ Ich gewann meine Fassung zurück. „Wir haben es nicht bemerkt. Eben war noch alles gut.“ Meine Mutter sagte: „Er hat einfach angefangen zu schreien. Einfach so.“ Das stimmte. Ich war ja nur kurz aus dem Zimmer gegangen, um Kaffee zu holen. Sie begann leise zu weinen. „So will man nicht sterben. So nicht.“

Die Schwester sah uns an.

Sie drehte an irgendwelchen Knöpfen. In den Schläuchen hörte man das Morphium schneller strömen. „Sie. Kommen sie her. Halten sie seine Hand.“ Sie zeigte auf mich. Ich zögerte. Sie winkte mich heran. „Nun kommen sie schon. Helfen sie ihm.“ Ich gehorchte. Seine Finger glühten. „Tumor-Fieber“ nannte die Schwester das. Ich nannte es Angst.

Vorsichtig wurde mein Vater auf die Seite gedreht und ein Kissen in seinen Rücken gelegt. Als der Stoff in seinen Venen zu wirken begann, hörte er auf zu schreien und öffnete die Augen. Er sah direkt in meine. Und hatte er eben aus diesem Kern seines Daseins heraus geschrien, so sah ich nun durch seine Augen hindurch direkt dort hinein in diese bodenlose Ewigkeit in die am Ende die Sehnsucht nach dem Leben fällt und keinen Grund findet, auf den sie sich betten und ausruhen kann, sondern einfach immer weiter stürzt. Er atmete schwer. Ich hielt meinen an und drückte seine Hand, meine Angst, etwas fester. Um mich festzuhalten. „Nicht loslassen.“ dachte ich. Solange ich ihn nicht loslasse, kann ihm nichts passieren. Angst ist das, was uns am Leben

hält. Wenn du die Angst nicht mehr beherrscht und die Tür zuschlägst, hinter der sich das Monster versteckt hält, ist es aus. Ich schwor nicht loszulassen.

Mein Selbsterhaltungstrieb presste die Luft aus meinen Lungen und zog frische hinein. Ich hörte, wie ich zitterte.

Mein Vater wollte etwas sagen. Ich machte leise „Schscht! Schon gut.“ Aber nichts war gut. Das wusste er und gab nicht auf. Seine Lippen zitterten. Trockener Schleim klebte dazwischen. Ich hörte ein leises Glucksen aus seiner Kehle. Die Schwester kam um das Bett herum und tröpfelte mit einem Lappen etwas Wasser auf seinen Mund. Mit seiner Zunge zog er es in sich hinein. Noch einmal öffnete er den Mund. Wieder wollte ich ihn zurückhalten, als ihm sein letztes Wort gelang.

Dieses allerletzte Wort tropfte von seiner Lippe in die Stille der Nacht. Nur zwei Silben.

Mein Name.

Und dann schloss er die Augen und schlief wieder ein.

Ich sah zu meiner Mutter und ließ meine Angst los, als dieses Brennen meine Augen überflutete. Ich ...

... konnte nichts sagen um dem Mädchen zu helfen. Er hob sie hoch und packte sie mit beiden Armen um die Hüfte. Sie strampelte. Sie wedelte mit den Armen. „Nein. HILFE! TUT DOCH WAS IHR FEIGLINGE! WASCHLAPPEN.“ Sie taumelten auf den Eingang zu. Erneut öffnete sich die Tür nach draußen mit einem Surren. Kalte Luft strömte herein. Er trug sie hinaus und band sie am Fahrradständer fest. Sie begann zu weinen. „TUT DOCH WAS! ICH WILL NOCH NICHT STERBEN!“

Das Brüllen war entsetzlich.

Als sich die Tür schloss, hörte es endlich auf.

Natürlich taten wir nichts. Sassen nur da und starrten auf die Schemen in der Dunkelheit unserer Ängste.

„Wie das wohl funktioniert?“ Der Bankdirektor musterte mit gesenktem Kopf unter seinen Brillengläsern hindurch den Sprengstoffgürtel. „Lauter bunte Kabel. Ob man wohl einfach eines durchschneiden kann und der Spuk ist vorbei? Oder fliegt hier dann alles in die Luft?“ Vorsichtig näherte er seine Finger den Drähten. Kurz bevor er sie berührte zuckte er aber zurück. „Na. Lieber nicht.“ wisperte er im Wahn und verkrallte die Hände vor seiner Brust. Zu mir hinüber gebeugt sagte er erklärend „Wissen sie. Die wollten gar kein Geld. Die Zentrale wird mich loben. Ist alles noch da, der ganze Zaster. Aber soll ich ihnen was verraten: Das ist ja auch gar nicht deren Geld.“

Als ich nicht reagierte, verstummte auch er.

Nach einer Weile sah ich auf die Uhr hinter dem Schalter. 19 Uhr 15. Draußen war es mittlerweile dunkel geworden. Noch eine halbe Stunde, wenn sie sich an ihren Zeitplan hielten. In dreißig Minuten läuft die Zeit für das Mädchen draußen ab. Eine halbe Stunde zuvor hatten sie eine Bauleuchte nach draußen gestellt. So konnten wir und die anderen die Arme sehen. Sie hatte sich eng zusammengekrümmt und bibberte. Die Stelle an ihrem Rücken, die so laut geknackt hatte, verfärbte sich dunkel.

Sie schien keinen Ton mehr von sich zu geben.

Der junge Kerl mit den Tätowierungen war irgendwie eingeschlafen. Sein Kopf hing auf seiner Brust und ein fast gemütliches

Schnarchen erfüllte den Raum. Der Rest von uns saß einfach weiter still da und tat nichts. Wir warteten weiter ab, was geschehen würde. Oder wann. Oder wem.

Genau so wie die beiden Kerle, die vor uns im Schneidersitz auf dem Boden hockten und Schach spielten. Meist brüteten sie Minutenlang über einem einzigen Zug. Die Gesichter in die Hände gestützt. Gelegentlich fluchte der eine vor sich hin oder der andere schlug mit der flachen Hand wortlos auf den Boden. An seinem Schnaufen erkannte man seine Wut, die er versuchte zu beherrschen. Nur einmal machte er ihr Luft, als er eine Figur seines Gegners nahm und sie ihm an den Kopf warf. Da lachten beide laut und umarmten sich.

Meine Mutter reichte mir die kleine Aluminium-Schale mit der Butter hinüber. Sie hatte ein wenig auf dem zweiten Bett geschlafen. Ich nicht. Die restliche Nacht hatte mein Vater sich nicht mehr geregt und vor ungefähr anderthalb Stunden war vor dem Krankenzimmer die Sonne wieder über den Nadelbäumen aufgegangen. Die Schwestern hatten mir und meiner Mutter ein einfaches Frühstück serviert. Er lag noch immer auf der Seite im Bett und sein Atem ging weiter röchelnd wie unter Wasser. Er kämpfte. Er schlief. So schien es; ich war mir nicht sicher. Weil die ganze Zeit seine Augen geöffnet waren. Doch was man davon sah, war nur das Weiß der Augäpfel. Die Pupillen, durch die ich Stunden vorher noch in die Leere seiner Zeit geblickt hatte, waren verschwunden. Verdreht. Als wollten sie in ihn hinein sehen. Teilhaben an dem Schauspiel der inneren Hinrichtung. Auf der Suche nach einem

Funken, an dem sie ihn immer wieder erneut entzünden könnten. Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt.

Aber irgendwann stirbt auch sie.

Mit einem lauten Stöhnen begann das Ende. Wir Lebenden schluckten das Brot herunter und erhoben uns. Ich umarmte meine Mutter. Er versuchte zu Husten. Eine helle Flüssigkeit rann aus seinem Mundwinkel. Ich drückte mit der rechten meine linke Hand.

Und dann war es vorbei.

Die Stammlinie war zerbrochen.

Mehrere Minuten brütete der vermeintliche Anführer schon wieder über diesem Zug. Zweimal griff er nach einer Figur. Zog aber wieder zurück, bevor er sie berührte. Er schien in Bedrängnis geraten zu sein. Als sein Handy losging zuckte er erschrocken in sich zusammen. Das Telefon spielte „Walking on sunshine“. Er nahm es aus der Jacken-Tasche und klappte es auf, hörte, was es auf der anderen Seite zu sagen gab. Gelegentlich nickte er lächelnd und bejahte, was ihm mitgeteilt wurde. Als das Telefonat beendet war, klappte er das Handy wieder zu und redete mit dem anderen. Sie standen auf und gratulierten sich. Mit dem Fuß wischte der eine die Figuren vom Brett. Noch einmal war er der Niederlage entronnen.

Schlagartig wurde es hektisch.

„Time to say good bye.“ krächzte der Direktor.

Der Tätowierte wachte auf und begann wieder zu zittern.

Niemand machte Anstalten in zu beruhigen.

Einer der beiden eilte nach draußen und holte das Mädchen wieder zu uns hinein. Dieses Mal brauchte er sie nicht zu umklammern. Tief gebückt, den einen Arm um die Brüste geschlungen, folgte sie ihm an der anderen Hand durch die Tür in den Schalterraum. Gelähmt von der Kälte, die Haut blau an den Stellen, auf denen sie gelegen hatte, legte er sie zitternd dorthin, wo sie auch vorher gesessen hatte. Er band sie nicht fest.

Sie sah zu ihm hoch und sagte leise „Danke!“

Der andere war nach hinten in die Büros geeilt und kam nun zurück. Er warf mir meine Hose und das Hemd hin und durchschnitt meine Fesseln. Ich rührte mich nicht, weil ich nicht verstand, was das zu bedeuten hatte, begriff aber auf Grund seiner Gestik, dass ich mich anziehen sollte. Ich schüttelte den Kopf und gab diesen „Nein!Nein!Nein!“-Ton von mir, in dem ganz unten meine Furcht mitschwang. Die Angst, der nächste zu sein, machte sich auf die Wanderschaft zur Gewissheit. Ich drückte mich mit aller Kraft gegen den Schreibtisch, von ihm weg. Irgendeinen Fluch ausstoßend schob er meine Kleidung mit dem Fuß weiter in meine Richtung. Er zog sich mit der Hand am eigenen Kragen. Deutete mit dem Zeigefinger an seine Schläfe, als würde er sich selbst hinrichten.

Ich gehorchte letztlich und sammelte meine Sachen auf.

Meine Unterhose hatte er vergessen.

Ich fragte mich, was wohl „Unterhose“ in ihrer Sprache hieß.

Sie hoben mich an den Armen hoch. Meine Knie knackten nach der langen Zeit in der Hocke. Wieder sagte er etwas zu mir. Ein Grinsen durchbrach sein hartes Gesicht. Es sah nicht lustig aus.

Ich sah in fragend an. Schließlich drückte er mir behutsam dieses Gerät für den Sprengstoffgürtel in die Hand und klopfte mir auf die Schulter. In gebrochenem Deutsch sagte er „Nicht loslassen!“ und grinste mich an. Der Bankdirektor blickte flehend zu mir hoch. „Nicht loslassen!“ wimmerte er leise. „Nicht loslassen!“ Ich wollte endlich etwas sagen ...

Der erste Schuss zertrümmerte die Scheibe der Eingangstür. Der zweite traf genau in die Schläfe des Bärtigen. Er sackte, noch immer grinsend, vor mir zusammen. Der andere schrie seine Wut heraus und verschwand nach hinten ins Gebäude.

Wir blieben gelähmt zurück.

Minuten wie Stunden.

Die Stille war entsetzlich.

Nur das Ticken der Uhr war zu hören.

Ich trat einen Schritt nach vorne. Die Tür öffnete sich automatisch. Also ging ich nach draußen an die frische Luft. Von nicht zu weit entfernt hörte ich die Sirenen heulen. Ich folgte dem Geräusch um die Ecke, zum Eingang des Geldautomatentraktes.

Das erste, das ich sah, war das Blendlicht der Scheinwerfer, die sie auf mich richteten. Ich hielt mir meine freie Hand vor die Augen. Es nutzte nicht viel. Meine Pupillen verschlossen sich. Ich kniff meine Lider zusammen. Blitze brachen sie an den Wimpern. In meinem Augenwinkel pulsierte rot das Licht der Alarmleuchte, die über mir an der Gebäudewand befestigt war. „Irgendetwas ist hier überhaupt nicht in Ordnung.“ schien sie zu kreischen. Ich sah auf

das Gerät in meiner Hand. „Irgendetwas ist hier überhaupt nicht in Ordnung.“ wiederholte sie immer wieder. Ich spürte den Druck des Hebels, den ich nicht loslassen wollte. „Irgendetwas ist hier überhaupt nicht in Ordnung.“ Sie hatte Recht. Ich blickte zurück auf die Polizeiwagen und die Beamten und Spezialeinheiten, die am Ende des Weges postiert waren.

Jemand sprang aus einem der Wagen und rief durch ein Megaphon etwas in meine Richtung. Ich konnte nur seine Silhouette erahnen. Ich hob das Gerät in die Luft und brüllte. „Ich wollte das nicht. Ich hab das gar nicht gewollt, dieses Ding. Ich habe doch die ganze Zeit die Fresse gehalten. Warum ich? Ich kann das nicht.“ Er kam langsam auf mich zu. Wieder rief er. Die Sirenen rissen es fort. Ich konnte nichts verstehen.

Ich zeigte auf meine ausgestreckte Hand. „Ich kann diese Verantwortung nicht tragen. Wenn ich loslasse fliegt hier alles auseinander. Bitte! Ich habe Angst.“

Noch einmal wiederholte der Mann hinter dem Licht seine unverständenen Worte und kam weiter langsam näher. Ich suchte in dem Getöse der Sirenen und der Rufe nach einer anderen Stimme, die mir sagen könnte, dass alles gut ist. Nach einer Lüge, die mich auf den Beinen halten würde. Ich hob das Gerät hoch und wollte erklären. Als wieder ein Schuss krachte.

Ich wollte doch noch etwas erklären.

Die Wucht, mit der das Projektil einschlug, ließ mich taumeln. Der Schmerz in meinem Brustkorb zertrümmerte etwas tief in mir. Ich schloss die Augen. Der graue Mann in der Finsternis schlug die Tür zu und sprang aus seinem Versteck auf mich zu. Ich sackte über mein rechtes Knie, das zuerst aufgab, zur Seite weg. Ich wartete

darauf aufzuwachen. Als ich meinen Kopf hob, sah ich das Licht durch meine geschlossenen Lider rot pulsieren. Ich wartete darauf aufzuwachen. Das Monster zerriss mir den Atem. Ich versuchte die Augen zu öffnen. Meine umklammernde Hand fiel hinunter. Ich gehorchte meiner Angst. Und ließ los. In meinem Rücken spürte ich das Zerbersten und hörte die Schreie, und fragte mich von wo sie kamen, als das Feuer mich verbrannte.



Für Papa.

Wortpalast

NO FLOWER TO PLACE BEFORE THIS GRAVESTONE ist als „Hausaufgabe“ im Rahmen des WORTPALAST entstanden. Bei dieser, alle zwei Monate stattfindenden Lesereihe in der Hammer Mühle Bielefeld, wird das Publikum aufgefordert, einen beliebigen Begriff auf einem Zettel zu notieren. Anschließend werden drei dieser Zettel von einer Glücksfee aus einem Hut gezogen. Der Zufall bestimmt, wer von den WORTPALAST-Mitgliedern – Michael Göhre, Eric Pfennig, Mischael-Sarim Vérollet oder Markus Freise – aus diesen Begriffen bzw. zu den Themen bis zum nächsten WORTPALAST einen Text erarbeiten muss. Im April 2006 war es schließlich Markus, der die Begriffe „Biker!“, „Fahrradanstellrohr“ und „Papstaudienz“ zugelost bekam.

Wer Lust hat, den WORTPALAST einmal live zu erleben, findet die kommenden Termine, die aktuelle Hausaufgabe sowie Infos über den jeweiligen Gastautor und mehr auf der Website www.wortpalast-bielefeld.de. Informationen zur Hammer Mühle gibt es auf www.uwemodest.de.

© 2006 Markus Freise / 1. Auflage 19. Juli 2006 / Alle Rechte vorbehalten / Vielen Dank an Mischa für den kritischen Blick und meine Mutter für das „Okay“. / Weitere Informationen über Markus auf www.briefe-vom-spielplatz.de oder www.conradverlag.de / Cover-Illustration und Gestaltung: Markus Freise

STILL TRYING TO WRITE LOVE SONGS



DAS HÖRBUCH VON MARKUS FREISE

Irgendwo zwischen Komödie und Tragödie – dabei jedoch immer gut ausgehend. Das ist das Hörbuch STILL TRYING TO WRITE LOVE SONGS von Markus Freise.

Dies Hörbuch ist eben kein flächendeckender Einzelfall des Zuhörens, sondern aus etwas gemacht, das jeder in

sich tragen sollte: Ein Drittel Herzblut und zwei Drittel Leidenschaft.

Das alles gefasst in 7 Texte mit über 70 Minuten Gesamtlaufzeit, ergänzt durch umfangreiches Bonus-Material für den Computer in Form 3 weiterer Aufnahmen als MP3, alle Texte zum Ausdrucken und Nachlesen im PDF-Format sowie Bildschirmhintergründe für den Monitor.

„Weil Freise, so sehr er auch Veranstaltungs-Aktivist sein mag, im tiefsten Herzen Literat ist. Und mit diesem Hörbuch auf den puren Text vertraut. Und seine Stimme. Kein weiterer Performance-Schnickschnack. Keine Wegwerf-Lustigkeiten. Sondern nur Wort – und gut.“ Helmuth Opitz im „Bielefelder“

Jetzt bestellen: www.conradverlag.de